Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 2

Artikel: Orchideen und Aasgeier
Autor: Frisch, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759298

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ORCHIDEEN UND AASGEIER

Ein Reisealbum aus Mexico, Oktober/November 1951

Von Max Frisch

Daß das erste Brot, gekauft in Mexico, von Würmern wimmelt, mag ein Zufall sein, ebenso die toten Ameisen in der Marmelade, und daß der Kellner in der Eisenbahn mogelt, geht mich nichts an. Ich bin froh und glücklich, daß wir nun wirklich in Mexico sind.

Zwei Tage geht es durch Wüste.

Ich liebe die Wüste, ihre großartige Oede, ihre blühenden Farben, wo nichts anderes mehr blüht. Dort zu sein, wo man unsere Erde nur noch als Gestirn erlebt, steigert unser Bewußtsein, zu leben, mag sein, oft bis zum Grauen. Kein Wasser, kein Vogel; ganz vereinzelt ragen die Kakteen, senkrecht wie Orgelpfeifen, haushoch, Pflanzen, doch starr und reglos wie Architektur; dahinter die goldene Stille mit violetten Schatten. Wieviel Wüste es gibt, ich habe es in Europa nicht gewußt, nur gelesen; nicht gewußt, wie sehr doch alles, wovon wir leben, Geschenk einer schmalen Oase ist, unwahrscheinlich wie eine Gnade, umschwiegen von der Zeitlosigkeit des Todes, von blendenden Wüsten aus Sand oder Lehm oder Fels oder Salz, ganz zu schweigen von den Ozeanen... Hin und wieder ein Halt; unsere Lokomotive bekommt Wasser aus einem Tank. Ein paar Indianer kommen an den Zug, um Menschen zu sehen. Sonst gibt es nur Kakteen und Agaven, ein paar serbelnde Palmen. Ein Esel steht im Schatten unter einem verrosteten Blech, kostbarer Abfall aus einer fernen Zivilisation. Die Hütten sind aus ungebranntem Lehm, fensterlos, genau wie vor tausend und zweitausend Jahren.

Dann ein Pfiff in die morgendliche Wüste! und mit neuem Gedampf geht es weiter; auf unsere Frage, wann wir in Mexico City ankommen würden, sagen sie: am Dienstag, vielleicht am Morgen, vielleicht am Abend... Es genügt mir; die Wüste macht beschaulich und großmütig.

*

Die erste Kunde von Mexico, die eigenen Berichte des Eroberers, Hernan Cortez, an seine Katholische Majestät, Karl den Fünften, sind eine Lektüre, die man nur aus Aufregung, um Atem zu holen, hin und wieder unterbricht.

1519: Landung im Golf von Mexico.

Cortez, damals vierunddreißigjährig, ein spanischer Edelmann, der bisher nichts geleistet hat außer Heiratsschwindel, Flucht aus dem Gefängnis und räuberischer Bereicherung in Cuba, ausgefahren mit drei Schiffen, die er aus eignen Mitteln gerüstet hat, offenbar ausgefahren gegen den Willen seines Gönners, dessen Auftrag ihm nicht paßt, und gelandet an einer Küste, die bisher nur als vages Gerücht bestand, hört als erster Abendländer von einem Kaiser Montezuma, von einem Reich und einer herrlichen Stadt, wovon die Verwalter der Erde, die Beamten des lieben Gottes, Papst und Karl V., nicht eine blasse Ahnung haben. Was tun? Handel zu treiben, die Wilden übers Ohr zu hauen und wieder heimzufahren mit Schätzen, das ist langweilig. Ohne eine Ahnung, wie groß das sagenhafte Reich ist, läßt er Herrn Montezuma, wie Cortez ihn nennt, unverzüglich über die Berge hinweg wissen, daß es hienieden nur einen einzigen Kaiser gibt, seine Katholische Majestät, die ihn, Hernan Cortez, geschickt habe, die Unterwerfung des Herrn Montezuma freundlich entgegenzunehmen. An der fremden Küste eine erste Siedelung zu gründen, Vera Cruz, die Stadt des wahren Kreuzes, das ist kein letztes Ziel für einen spanischen Abenteurer, nur ein frommer Zeitvertreib, bis Herr Montezuma seine Boten schickt. Das Land scheint ein Paradies zu sein, aber sehr bevölkert. Herr Montezuma, den es offenbar wirklich gibt, läßt den weißen Fremdling wissen, er unterwerfe sich dem göttlichen Kaiser jenseits des Meeres, verbitte sich aber den Besuch ganz entschieden, und zum Zeichen, daß er zu jedem Untertanenzins bereit ist, sendet er Geschenke von höchstem Reichtum, Gold, Mengen von Gold, die Cortez vollends reizen, das fremde Reich zu erobern. Nach den ersten Gefechten — Tausende von indianischen Pfeilen schwirren ihnen entgegen — wird ihnen das Abenteuer ihres Vormarsches klar, der Wahnwitz, die Küste mehr und mehr zu verlassen, die Gefahr, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten wird. Seine Freunde verlangen die Umkehr, zurück nach Cuba. Was tun? Noch weiß niemand in der Welt, außer Cortez, von dem Paradies; Cortez begreift seine einzige Chance: er geht hin und verbrennt seine eignen Schiffe. Es bleibt ihnen nichts anderes als der Sprung ins Unbekannte, der Marsch in das goldene oder tödliche Geheimnis... Und dieser Marsch, der die Welt für immer verändert, wird angetreten mit 350 Mann, mit

13 Pferden, mit 40 Armbrusten, mit 16 Hakenbüchsen, mit 6 kleinen Mörsern, mit einem begrenzten Vorrat an Blei und Pulver und mit Marina, einem indianischen Mädchen, das in der Umarmung mit Cortez so viel Spanisch lernt, daß es die Dolmetscherin wird zwischen zwei Kontinenten, zwischen zwei Kulturen, wovon die eine an der andern verbluten wird.

*

Cortez berichtet über indianische Kultur:

«Tlaskala hat viele Täler und Ebenen, alle sehr wohl bestellt. Die Bewohner sind fleißige Bauern, jeder von ihnen hat sein eigenes Gut. Ihr Regiment scheint ähnlich zu sein wie in den Freistaaten von Venedig, Genua und Pisa, indem sie nämlich keinen König haben, vielmehr einen hohen Rat von mehreren Männern, die zusammenkommen, um Beschlüsse zu fassen. Auch habe ich beobachtet, daß es in Tlaskala, wiewohl es keinen König hat, feste und strenge Gesetze gibt und Gerichte, damit das Böse bestraft werde. Ein Indianer hat einem unsrer Soldaten etwas Gold gestohlen, welches wir früher erbeutet hatten; gar eilig haben sie den Dieb verfolgt und mit viel Fleiß gesucht und nicht geruht, als bis sie ihn ergriffen hatten. Er mußte das Gold zurückgeben an uns, alsdann führte ein indianischer Henker ihn auf den Markt, allwo sein Verbrechen laut ausgerufen worden ist und allwo sie dem Dieb mit einem schweren Holzhammer so lange auf das Haupt schlugen, bis er sichtbarlich den Geist aufgab.»

*

Daß der Fremde sich in Mexico mehr oder minder vergiftet, ist üblich. Bisher hatten wir Glück. Einmal frage ich unseren Wirt, wie er das Kunststück zustande bringe, ein sauberes Restaurant zu führen... «Ganz einfach», sagt er, «ich habe natürlich geschmiert, ich habe den Herrn vom Syndicat gefragt, was er haben wolle, und jetzt kann ich mit meinen Angestellten machen, was ich will; das Syndicat nimmt keine Notiz, hin und wieder kommt der Herr, um sich die Bestechung auffrischen zu lassen, tausend Pesos, nur so kann man sauber arbeiten —.

Teotihuacan

Unter diesem Namen versteht man nicht allein die gewaltigen Pyramiden, die fernher an Aegypten und zugleich an China erinnern, sondern eine ganze Kultur, die, vor den Azteken, das

mittlere Mexico dominierte, ungefähr gleichzeitig mit der Maya-Kultur in Yucatan, vermutlich zwischen dem dritten und neunten Jahrhundert nach Christus — vermutlich! — in der Tat weiß man, trotz aller Ausgrabungen, aufregend wenig über die Geschichte der indianischen Völker. Die spanischen Pfaffen haben gewissenhaft alle Urkunden verbrannt, sofern sie nicht aus Stein waren; die steinernen allerdings genügen, um uns, wenn auch mit Befremden, die Größe einer indianischen Antike ahnen zu lassen. Es besteht übrigens die Theorie, daß schon die Urväter der Indianer, nicht erst ihre Unterdrücker, eingewandert sind, und zwar in der Eiszeit, als ein Streifen, ungefähr das heutige Californien, grün blieb; es wird vermutet, daß sie über die Beringstraße kamen, als kleine Gruppen von Jägern, sei es mit Schiff oder zu Fuß über das Eis — jedenfalls aber von Asien.

Wir sind nun bereits seit zwei Wochen bemüht, jene Begeisterung zustande zu bringen, womit andere Leute von Mexico zu erzählen pflegen...

Woran liegt's?

Ich übersehe nicht das Malerische, die Orchideen an den Telephondrähten, die großen und wie Pilze gekrempelten Hüte der mexikanischen Männer, ihre weißen Baumwollblusen, dazu ihre rötliche Haut. Markt in Mexico: man erinnert sich an Farbfilme, und genau so ist's, malerisch, und doch gibt es Augenblicke, wo man sich plötzlich fürchtet. Es stinkt nach einem toten Hund. Kinder sitzen mit bloßem Hintern auf dem Unrat, auf der Fäulnis alter Fruchtschalen. Auf dem Boden liegt die Ware: Bohnen und Erbsen, Nüsse, Früchte, die wir zum erstenmal sehen, Zuckerzeug, von Fliegen umwimmelt, Fische, die in der Sonne verwesen. Ein Schreiner zimmert Kindersärge, stapelweise, roh und billig. Bäuerinnen verkaufen Töpferei, Erinnerung an indianische Muster, aber roh und billig. Wunderbar sind die vielen Blumen, deren Duft nicht aufkommt; wo es nicht nach dem entsetzlichen Fleisch stinkt, das an der Sonne liegt, stinkt es nach Kloake, und man muß sich zusammennehmen, den Ekel nicht auf die Menschen zu übertragen. Ich habe schon etliche Slums gesehen, auch Negerslums; dies hier, ein Markt unter offenem Himmel, ist etwas anderes, nicht traurig, eher unheimlich; die Verrotzung hat etwas Dämonisches, ich möchte sagen: etwas von einem Fluch, der alles, was da blühen und duften könnte, in Gestank verwandelt, in Fäulnis und Verwesung. Und der Mensch wehrt sich auch gar nicht mehr. Niemand räumt den toten Hund zur Seite. Nur manchmal scheucht man mit müder Bewegung wenigstens die Fliegen weg, bevor man die Speise, nicht umsonst bis zum Wahnsinn ge-

pfeffert, in den Mund schiebt. Klumpfüße und andere Verkrüppelungen gehören auf überzeugende Weise dazu. Sonne und Bläue wirken wie ein schallender Hohn. Ein Gefühl: Was ist los? begleitet mich seltsam. Aber nichts ist los! Eine Limousine fährt vor, Touristen mit Sonnenbrille und Kamera, vermutlich mit Farbfilm. Der Reiz liegt in den Farben, kein Zweifel; das milde Bernsteinlicht unter den großen Tüchern, darüber der verbröckelnde Barock einer spanischen Kirche, ein Kreuz aus Grünspan, Orchideen überall, und zwischen den grünen Blättern der Bananenpalmen, die wie große zerfranste Fahnen hangen, sieht man den ewigen Schnee auf einem Vulkan, ein weißes Zelt, märchenhaft...

Wo ist das Unheimliche?

Wo immer der Bus stoppt, steht ein Blinder. In den Kaffeegegenden gibt es eine Fliege, die diese scheußliche Krankheit bringt. Ihr Stich verursacht zuerst einen eiterigen Pickel, der sich entfernen ließe; doch es gibt keinen Arzt. Dann gehen die Maden ins Blut, schließlich in die Augen, die nun wie Spiegeleier zerlaufen, ein weißlich-gelblicher Brei. So stehen sie da, Greise und Jünglinge, mit ausgestreckter Hand.

Einer singt zur Drehorgel.

Und auf den Dächern hocken die Zopilote, die großen schwarzen Vögel, die zuweilen, wenn man mit dem Bus fährt, scharenweise aufflattern von einem Kadaver. Man sieht sie überall, sie werden nicht gejagt, man kann sie nicht essen; sie stinken so fürchterlich, daß man sie lieber in der Luft läßt, wo sie sich ohne Feind vermehren; schwarz und plump hocken sie ringsum auf den Dächern, den Markt überwachend: Aasgeier, der Vogel von Mexico.

*

Soviel gute, sogar hervorragende Beispiele fortschrittlicher Architektur habe ich noch nirgends getroffen. Besonders Hochhäuser. Die Ausführung, die Arbeit der Unternehmer, wenn man die Dinge genau anschaut, ist selten befriedigend, oft schlecht; erstklassig ist der Entwurf. Hier wird gebaut, was bei uns meistens bloß geplant, auf Papier geträumt wird, doch selten in solcher Kompromißlosigkeit ausgeführt. Wäre man ein Architekt, nichts weiter, käme man in Mexico City nicht aus dem Jubel heraus, ja, man würde sich den Betrag für Bestechung, die zur Niederlassung nötig ist, nochmals überlegen. Das Verantwortungslose oder sagen wir: das Rücksichtslose, das Rücksichtsfreie, das sich um keinen Nachbarn schert, gibt dem modernen Architekten einmal die Chance, sich selbst zu sein. Natürlich gibt es unmögliches

Zeug, besonders Wohnhäuser, allerlei hemmungslosen Mischmasch, Unsinn. Wo aber alles erlaubt ist, gibt es auch das Radikal-Gute, wenn der Entwerfer dazu fähig ist, und es gibt hier einige, die dieser Chance gewachsen sind, die moderne Architektur in voller Konsequenz zu erproben, Architekten meist spanischer oder deutscher Herkunft. Genannt sei, neben den Hochhäusern, der sogenannte Pedregal, eine moderne Wohnarchitektur auf der Lava, ferner ein riesenhaftes Stadion, das eben im Bau ist, und eine Universitätstadt... In Zeitschriften werden uns diese Leistungen, aufgenommen ohne Umgebung, noch mehr begeistern; es sind Leistungen, Fachleistungen.

*

Ein Hund liegt auf der Straße, mager, vielleicht krank; ein Mexikaner, der des Weges kommt, gibt dem Tier einen Fußtritt, einen tüchtigen, und wie ich ihn anschaue, grinst er... Es ist nicht das erste Mal, daß wir derartiges bemerken. Auf einem Markt stand ein Pferd; ein älterer Mann, der nichts mit dem Pferd zu tun hatte, bückte sich, um einen Stein aufzulesen, und warf ihn nach dem Pferd, einfach so. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ein andermal sehen wir einen Buben mit hellichtem Feuer am Rükken. Kameraden haben ihm eine Zeitung an den Rücken gesteckt und angezündet. So steht er, noch ohne das Feuer zu spüren, und die Erwachsenen ringsum sagen ihm nichts; sie lächeln verlegen, als ich es dem Kind sage, bevor sein Hemd brennt, und mustern mich wie einen blöden Spielverderber.

Aus der Geschichte der Azteken:

Versündigung gegen einen heiligen Baum — nach dem Spruch ihrer Priester müssen sie es dadurch büßen, daß sie fortan ohne Heimstatt umherwandern, Generationen lang, bis Gott ihnen das gelobte Land zeigt. Diese Wanderung beginnt 1168. Erst wo sie einen Adler sehen mit einer Schlange im Schnabel, wobei der Adler auf einem Kaktus zu sitzen hat, dürfen die Azteken sich wieder niederlassen. Dieses Zeichen erblicken sie 1324, Gründung von Mexico City.

*

Kratzen hilft schon gar nichts, es gibt ein einziges Mittel gegen Flöhe: daß man sie nicht ernst nimmt — daß man sich den Menschen widmet. Die meisten sind reine Indianer, schön, aber dumpf, gleichgültig gegenüber allem. Ihr Haar hat den grünlich schwarzen

Glanz wie das Gefieder von Hähnen. Ein Lautsprecher, lauter noch als der ratternde Motor, spielt Wiener Walzer. Eine junge Mutter, höchstens siebzehnjährig, sitzt vor mir; was ich bisher für einen rötlichen Kürbis hielt, ist der Kopf eines Säuglings, der an ihrem Rücken baumelt. Ich habe immerzu Angst, der kleine Kopf schmettere gegen eine Eisenstange. Ich mache die Mutter schließlich aufmerksam; die Indianerin versteht mich durchaus, zuckt die Achsel, ohne das mindeste zu verändern.

Gleichgültig gegenüber allem...

In jedem Bus hängt ein buntes Heiligenbildchen, verblichen, umkränzt von verwelkten Blumen, hin und wieder mit dem Spruch: Gott wird für mich lenken! Und der Lenker scheint so gläubig zu sein, daß er unterdessen eine Tortilla ißt.

Auf der Straße liegt eine überfahrene Schlange.

Taxco

Jetzt, zum erstenmal, spüren wir, woher die romantischen Vorstellungen kommen mögen, die wir, allen Autoren zum Trotz, von Mexico haben... Ein Städtchen in den Bergen, Markt voll Trachten, eine spanische Kathedrale, Gassen mit dem malerischen Gewirr von Balkönlein, und irgendwo singt es. Zum erstenmal! Touristen betrachten das Silberhandwerk, andere knipsen die Architektur, die ganz und gar spanisch ist; und in der Tat, wenn man aus den Vereinigten Staaten kommt, ist man dankbar für jeden Stil, jede historische Physiognomie. Hier hat übrigens der Baron von Humboldt gewohnt, ein unvergeßliches Haus; Europa grüßt herüber von seiner guten Seite. Und am Abend, wenn die weiche Kühle kommt und die Grillen tönen, denkt man an Maximilian, wie er, einem Montezuma verwandter als einem Cortez, drüben in Cuernavaca saß, ahnungsvoll betört von den mexikanischen Nächten, die voll Gitarren sind und voll schicksalhaftem Verrat...

Ach, Taxco ist ein reizender Ort.

Ordnungshalber muß man beifügen: er steht unter Heimatschutz, unter Denkmalschutz, es ist das bewohnte Museum eines alten Mexico, wie der Tourist es träumt.

Warum nicht!

Hier erholen wir uns von den Tropen, die ich zum erstenmal gesehen, fast mit panischem Schrecken wieder geflohen habe; mag sein, später bereut man es — ich liebe das Wilde, die Küste des nördlichen Californien, die Felsen mit Seelöwen, die durch

die Brandung gröhlen, und die wilden Sturzflüge der Pelikane; aber nicht die schwüle Ueppigkeit, nicht das Tropische mit seinen Sümpfen, mit seiner wuchernden Verwesung, mit seinen Schmetterlingen, größer als eine ausgespreizte Hand, und mit seinen violetten Schwertfischen, zweimal so lang wie ein Mensch; das Tropische mit seiner feuchten Sonne, mit seiner schleimigen Luft, mit seiner Ueberfruchtung, mit seiner klebrigen Stille voll mörderischer Parasiten, ich hielt es nicht aus.

Wir nahmen den nächsten Bus in die Höhe.

*

Daß es möglich war, das Unwahrscheinliche: ein großes, dazu kriegerisches Reich zu erobern mit 16 Gewehren, mit 40 Armbrusten und 6 kleinen Mörsern, hat verschiedene Gründe.

Erstens hatten die Indianer, wie man noch aus der Schule weiß, nie zuvor ein Pferd erblickt. Der Eindruck war gewaltig, immer wieder. Hatten die Spanier einen Gefallenen, verbargen sie ihn sorgsam, damit die Indianer nicht merkten, daß auch sie sterbliche Menschen sind. Dazu der Blitz aus den Gewehren, der Gestank aus den Mörsern; das stank wie der Schwefel aus den Vulkanen, die sie, weiß Gott mit Recht, seit Jahrtausenden fürchteten. Die Nähe zu magischen Kräften, die der Indianer in so viel höherem Maß hatte als der Abendländer, schlug ihn selbst, nicht den Feind, den er, alles symbolisch erlebend, als Herr über Blitz und Donner erblickte. Die Spanier, wie schofel ihre Ausrüstung auch sein mochte, waren die Techniker. Was ich nicht wußte: keine von den indianischen Kulturen, weder die Maya noch die Azteken, die herrliche Tempel und Gärten und eine unerreichte Goldschmiederei hatten, kannten das Rad. Noch heute sind die Indios völlig untechnisch; die Töpferei, die man in Santa Fe (USA) sehen kann, arbeitet ohne Drehscheibe, und wenn sie in die nächste Stadt müssen, kommen sie nicht mit Karren, sondern in jenem seltsam trabenden Laufschritt, den der Indio über dreißig und vierzig Kilometer durchhält, heute wie damals.

Ein andrer Grund war politisch:

Montezuma, der Kaiser der Azteken, die um 1300 herum eine offenbar indianische Kultur ihrerseits vernichtet hatten, war als Herrscher bei den unterjochten Stämmen natürlicherweise verhaßt. Cortez fand die klassische Chance des Eroberers: die Uneinigkeit der Bedrohten; und in der Tat, als er Herrn Montezuma in seiner Hauptstadt besuchte, kam er mit einer Fünften Kolonne, die in die Tausende ging, gefügig aus blindem Mißvergnügen.

Das alles hätte nicht gereicht.

Die Abendländer wären elend und rettungslos vernichtet worden, hätte Montezuma, das heißt das Volk der Azteken, nicht an dem schicksalhaften Handicap gelitten, Kultur zu haben — genauer gesagt: sie standen unter der Suggestion einer Ahnung, einer religiösen, die an der ganzen Tragödie, wenigstens für mich, das Aufregendste ist. Es war ihre klassische Sage, daß sie ein Gott, Quetzalcoatl, aus unbekannter Fremde hieher geführt habe; später habe dieser Gott, enttäuscht über sein Volk, sie verlassen: in Richtung nach Osten, mit dem drohenden Versprechen, daß seine Nachkommen dereinst wiederkehren, um das Land in Besitz zu nehmen. Wieweit in dieser Sage, die seltsame Anklänge hat — der Gott, der sein Volk in ein gelobtes Land führt, der Gott, der sich von seinem Volk abwendet, das Licht des Heils, das aus dem Osten kommen soll, die Wiederkehr des Messias —, wieweit diese Sage der Azteken, ihr eigentlicher Mythus, genährt ist von einer möglichen Erinnerung daran, daß die Vorfahren, die Urväter des amerikanischen Menschen, herübergekommen sind von einem anderen Kontinent, sei es von Europa oder von Asien, wer kann es wissen? Zumindest hatten die Azteken, im Gegensatz zu den Abendländern, eine lebendige Ahnung, daß sie nicht die einzigen Menschen sind. Und wichtiger noch: das lastende Gefühl, ihren Sonnengott verraten zu haben — sie fütterten ihn mit warmen Herzen, mit Tausenden von Herzen, die sie aus lebendigen Menschen schnitten —, ein Gefühl der Sünde, eine religiöse Angst, die alles beschattet, Schwermut, die bis zum Lebenshaß geht, das Gefühl eines Fluches... Besser hätte es Cortez nicht treffen können! Was seine fast kindliche Begierde, die Welt zu haben, seine Sucht nach Gold nicht erreicht mit seinen paar Pferden und Kanonen, die er mit messianischer Rücksichtslosigkeit abfeuert, das verdankt er dem aztekischen Zweifel, der aztekischen Angst, daß es wirklich ihr Messias sein könnte. Montezuma ist kein Greis, ein Mann von vierzig Jahren, umgeben von hunderttausend Kriegern, die schußbereit sind; er kapituliert, nicht vor den sechzehn Gewehren, sondern vor der eignen Suggestion, daß es das Schicksal sei. Montezuma als einen Feigling zu sehen, einen Waschlappen, bringt uns um das Aufregendste der ganzen Geschichte, um die Tragödie, die die Historie überdauert — heute ist es die Tragödie des spirituellen Europa.

Wer ist Cortez?

Ein Abenteurer, tollkühn bis zur Großartigkeit, ohne groß zu sein, ein Torero, dem der Ruhm alles ist, das Leben nichts, ein Spanier vom Scheitel bis zur Sohle, fatalistisch, was er für Gläu-

bigkeit hält, gläubig in seinem Uebermut, dem nichts auf dem Spiel steht, nichts, worum er über seinen persönlichen Ruhm hinaus bangen würde, unwiderstehlich, weil er keine Skepsis kennt, ausgerüstet mit der großen Borniertheit, die alles heiligt, was ihm nützt.

Daß der höchste Ort auf Erden, den ich betrete, nicht in der Schweiz sein würde, kommt mir überraschend genug; noch überraschender, daß wir eben diesen Ort, ein paar Meter tiefer als das Matterhorn, mit dem Auto erreichen. Natürlich geht man zuerst wie ein keuchender Greis, die dünne Luft macht fast schwindlig, sonst würde man übrigens die Höhe kaum glauben; es gibt Blumen, Stauden, Heide, dazwischen einen weichen schwarzen Boden, ehemals Asche, und bis zum Krater geht es nochmals tausend Meter hinauf, ein Kegel aus Firn und Eis.

Auf einer Bahre bringen sie einen Erschöpften.

Hier, auf der Wasserscheide zwischen zwei Ozeanen, wo man östlich den blauen Golf von Mexico sehen kann, wenn kein Dunst ist — wir sehen nur ein Gewölk wie Perlmutter, darunter die rote Ebene von Cholula, während auf der westlichen Seite, gegen den Stillen Ozean hin, über violetten Gebirgen sich ein fernes Gewitter ballt, Wolkenschwärze von der abendlichen Sonne durchbrochen mit Garben von messingglänzenden Strahlen —, hier, auf diesem Paß, hat Cortez an der Spitze seiner abenteuerlichen Bande zum erstenmal sein gelobtes Land erblickt, das innere Hochland von Mexico. Obzwar die Spanier nicht wußten, was ein Vulkan ist, zögerte Cortez nicht, zehn seiner Leute hinaufzuschicken; erstens hatte seine Katholische Majestät ein heiliges Recht, zu wissen, warum dieser Berg so raucht und poltert, und zweitens mußte den Indianern, die den Vulkan aus Erfahrung fürchteten, gezeigt werden, daß es nichts gibt, wovor ein Spanier sich fürchtet. Die zehn Leute erreichten den Gipfel nicht ganz, da Feuer und Asche sie blind machten, wie es im Bericht heißt, brachten jedoch einen Eiszapfen herunter.

Andere Beweise seiner Unwiderstehlichkeit, die Cortez den andern und sich selbst lieferte, waren nicht minder kühn, aber blutiger. Kurz zuvor war es das Blutbad von Cholula. Den Spaniern graute es plötzlich, Gast zu sein in einer Stadt von dreißigtausend Indianern, die Cortez zwar als einen Gott empfangen hatten, doch wußte man nicht, ob sie nicht bereits seine Menschlichkeit witterten; Cortez ließ die Häuptlinge zu sich kommen, versperrte die Türen, so daß sie gefangen waren, und schoß unterdessen in die führerlose Menge, schlachtete 6000 Bürger, um die

Ehrfurcht, die er zum weiteren Vormarsch benötigte, wieder herzustellen.

Das Christentum hatte keinen leichten Vormarsch.

Uebrigens wurde der Popocatepetl, der rauchende Berg, ein Jahr später doch bestiegen; ein spanischer Edelmann ließ sich sogar in einem Korb in den rauchenden Krater hinunter, um Schwefel zu gewinnen für Schießpulver.

*

Ein weiteres Zeugnis über die Indianer gibt Albrecht Dürer, der in Brüssel, August 1520, die ersten Beutestücke erblickt:

«Diese Dinge sind so köstlich, und ich habe all mein Lebtag nichts gesehen, was mein Herz so erfreuet hat, denn ich hab darin gesehen eine wunderliche Kunst und hab mich verwundert ob der subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen.»

*

Es soll Ehen geben, unselige, wo jeder Teil nur verliert, was er an Segnungen hatte, und jeder Partner kann vom andern nur das Miese übernehmen — Indianer und Spanier scheinen mir eine solche Ehe zu sein.

Cortez als Gast bei Montezuma

Ich sehe ihn leibhaftig! — zwar lese ich Prescott, das klassische Buch über die Eroberung von Mexico, aber ich sehe ihn, als wäre es heute: — Cortez, der Kreuzritter, wie er mit seinen girrenden Stiefeln auf und ab geht, auf die Unterlippe beißend. Warum? Ein herrlicher Palast, was dieser Montezuma ihm gegeben hat. Was paßt ihm nicht? Cortez kratzt sich an seinem unbeugsamen Nakken, die indianischen Geschenke betrachtend. Wie soll das weitergehen? Cortez sieht sich in einer wunderlichen Gefangenschaft: sein kleines Heerlein, fürstlich bewirtet, sitzt mitten in einer großen fremden Stadt, die rings von Wasser umgeben ist, und wenn dieser Herr Montezuma bloß auf die Idee kommt, die Dämme abzubrechen, sind die Spanier rettungslos verloren, so daß von ihnen (wie Cortez selbst in seinem Bericht an Karl V. schreibt:) auch nicht einmal ein Gedächtnis übrigbleiben wird. Was nun? Herr Montezuma tut alles, damit der Gast sich wohlfühlt, und überschüttet ihn täglich mit neuem Geschenk, Kleider, Silber und

Gold. Wo bleibt der Sieg? Und dann sehe ich, wie Cortez am Fenster stehenbleibt, die Fäuste in den Hosentaschen; er schaut auf die fremde Stadt voll Pracht, voll Tempel und Palast, voll Architektur, die ihn staunen läßt, kurzum, voll Kultur. Das hat der Spanier nicht erwartet. Und was die Leute so weben, töpfen, schmieden! Cortez frißt an seinem Fingernagel. Und überhaupt diese Wilden, die ganze Lebensart, die diese Wilden haben, ihre Würde im Umgang, ihre Gastfreundschaft, darauf war der spanische Messias nicht gefaßt. Cortez greift zur Klingel, ruft seine Offiziere herein, die entzückt sind von Blumen und Mädchen und Gold. Amigos! sagt er: Die Lage ist ernst! Cortez soll ein trefflicher Redner gewesen sein. Amigos! sagt er zum Schluß: Wir sind gefangen, wir leben hier auf Gnade oder Ungnade, Herr Montezuma beschenkt uns jeden Tag, damit wir unsere Kanone nicht abfeuern, und kurz und gut, so kann das nicht weitergehen. Einige, die durchaus die Gefährlichkeit ihrer Lage begreifen, machen den Vorschlag, die Hauptstadt wieder zu verlassen, zum Beispiel in der Nacht. Cortez ist dagegen. Das würde aussehen, als hätten die Spanier plötzlich Angst, und wenn die Indianer das wittern, meint Cortez mit klarem Verstand, sind die Spanier verloren, sie würden verfolgt und aufgerieben. Was tun? Cortez sieht nur ein einziges Mittel: Nicht fliehen, sondern angreifen, gerade weil wir schwächer sind, und das heißt, daß wir Herrn Montezuma, unseren Gastgeber, sofort verhaften und gefangennehmen . . .

Und so geschieht es.

Montezuma, als Cortez ihn am andern Morgen besuchte, war charmant wie immer. Als neuestes Geschenk bot er dem Gast sogar seine eigene Tochter an. Cortez lehnte ab, da er verheiratet sei — irgendwo auf Haiti — und da seine Religion, die wahre Religion, dergleichen nicht gestatte. Ueberhaupt die Religion! Cortez empörte sich über die Menschenopfer der Azteken, eine Einrichtung, die seine Katholische Majestät (die unterdessen, ferne von hier, einer lodernden Inquisition beiwohnte) unmöglich dulden könnte. Montezuma hörte zu und rieb sich die Hände etwas verlegen, aber nicht ohne daran zu erinnern, daß Herr Cortez, der Gesandte seiner christlichen Majestät, ebenfalls schon einige tausend Azteken habe schlachten lassen. Das Gespräch wurde peinlich. Unterdessen schlichen sich die Amigos in den Palast, alle wohlbewaffnet, und als Cortez das verabredete Schneuzen seiner Amigos hörte, hatte er keine Lust mehr, Religionsunterricht zu geben.

Herr Montezuma, sagte er, Sie sind verhaftet.

Wieso?

Weil es uns zu Ohren gekommen ist, sagte Cortez, daß Sie insgeheim, während Sie uns mit fürstlichen Kleidern und Töchtern beschenken, unsere Vernichtung planen.

Montezuma war außer sich, beteuerte, nichts geplant zu haben, und zum Beweis dafür verzichtet er sogar in diesem Augenblick darauf, seine Uebermacht einzusetzen, welche die dreisten Spanier wirklich vernichtet hätte. Montezuma erklärte sich, seinem Anstand frönend, sogar bereit, eine Investigation zu veranstalten, eine offene Untersuchung. — Was lag den Spaniern daran! — so viel rührende Rechtschaffenheit von einem Wilden paßte ihnen gar nicht, es verzögerte nur den flotten Ablauf der ganzen Sache; Cortez war offenbar gerührt, wie wenig sein Gastgeber noch von Politik verstand, und befliß sich, der Verhaftung wenigstens eine gesellschaftliche Form zu geben: Herr Montezuma, Kaiser der Azteken, sollte sich in den Palast seiner lieben Gäste begeben, freiwillig, um dem Volk zu zeigen, daß er wirklich nichts gegen die Spanier hatte. So meinte Cortez. Wir wissen nicht, ob Montezuma über diese Zumutung lachte oder weinte; sicher ist nur: die freundliche Beziehung zwischen den beiden Weltreichen hatte gelitten. Und jetzt, versteht sich, konnte unser Cortez schon gar nicht mehr auf die Verhaftung seines Gastgebers verzichten, sonst waren sie glatt verloren. Wortwechsel verstummte vor den blanken Degen, Weltgeschichte hing wieder einmal ab von der Reaktion eines einzelnen menschlichen Charakters. Herr Montezuma hoffte, nicht sterben zu müssen. Wie menschlich! Er folgte den Spaniern zu dem Palast, den er ihnen geschenkt hatte. Das Volk der Azteken, wie es seinen Kaiser auf diesem Weg sieht, ist äußerst erregt, die Bogen sind zu Tausenden gespannt, um die weißen Fremdlinge niederzuprasseln, und jetzt geschieht das Entscheidende: Montezuma ist nicht imstande, dem Volk einzugestehen, daß er zu diesem Gang gezwungen worden ist. Ein Wort von Montezuma, und die Pfeile rauschten wie ein tropischer Regen! Montezuma schweigt. Warum? Er hat sich dem Cortez unterworfen, sei es aus natürlicher Angst um sein Leben, sei es, weil er in den Weißen immer wieder das Schicksal erblickt, das erwartete, das versprochene Schicksal, die Nachkommen des aztekischen Gottes, der sie übers Meer verlassen hat; kurz und gut, der Kaiser hat sich verhaften lassen, und daß es vielleicht nur ein Augenblick persönlicher Schwäche gewesen ist, das einzugestehen ist er nicht imstande; um nicht feige zu scheinen, lügt er zu seinem Volk und ruft ihnen zu, daß er freiwillig mit den weißen Fremdlingen gehe, ganz und gar freiwillig — die tausend Bogen mit den ge-

spannten Pfeilen senken sich, und die Geschichte der Azteken ist entschieden, endgültig, ihr Untergang ist besiegelt.

Es hätte nicht sein müssen.

Aber Montezuma glaubte an seinen Untergang...

Cortez, der sich selbst nicht wenig wunderte über den wunderbaren, für einen Soldaten geradezu grotesken Sieg der heiligen Jungfrau, hatte fortan ein billiges Spiel. Eines Tages brachte er seinem Gefangenen, den er gar höflich behandelte, ein fertiges Schriftstück, Montezuma soll unterzeichnen, ein Todesurteil gegen indianische Fürsten, die gestanden haben sollen, daß sie die Spanier haben umbringen wollen im Namen des Montezuma. Wenn Herr Montezuma nicht unterzeichnet, das Urteil geht doch unter seinem Namen hinaus. Montezuma in Tränen der Ohnmacht. Der weiße Messias, den ihnen der alte Aztekengott über das Meer geschickt hat, erfüllt wirklich die schlimmsten Erwartungen. Die Hinrichtung der indianischen Fürsten hat übrigens noch einen besonderen Witz: der Scheiterhaufen besteht, wie Montezuma unterschriftlich hat verordnen müssen, aus den Bogen und Pfeilen des kaiserlichen Zeughauses. Abrüstung! Und nachher geht Cortez zu seinem gefangenen Gastgeber:

Mein Herr! sagt er: Nachdem Sie mit Ihrer Unterschrift soeben bestätigt haben, daß die Verurteilten in Ihrem Auftrag standen, mich zu töten, können wir leider nicht umhin, Sie in eiserne Ketten zu legen...

Montezuma stirbt ein Jahr später, gewaltsam, mexikanisch.

«Wir alle weinten um ihn», schreibt Bernal Diaz, «denn er war wie ein Vater zu uns gewesen und hat uns stets beschenkt.»

Montezuma verweigerte die christliche Taufe, die seine Mörder ihm brachten. Er hatte begriffen, doch zu spät.

*

Haiti, neben Cuba die erste weiße Kolonie, hatte zur Zeit der spanischen Landung über eine Million indianische Eingeborene. 1510 lebten noch 46 000, drei Jahre später: 16 000, drei Jahre später: 1000.

Dazu ist zu vermerken, daß es einen spanischen Priester gab, Las Casas, der gegen diesen Rassenmord unablässig seine Stimme erhob; er scheute sich nicht, diese Zahlen auch seiner Katholischen Majestät vorzulegen. Er erreichte, nach lebenslangem Kampf, einen höfischen Erlaß, daß die Indianer nicht mehr zu der tödlichen Sklavenarbeit gezwungen werden dürfen — es sei denn in Fällen, wo die Bekehrung es erheische, und damit blieb alles beim alten.

Xochimilco

Ein Sonntag in den sogenannten schwimmenden Gärten, ein Volk der Blumen und Gitarren, ein Mexico, wie es die schöne Dolores del Rio vorspielt auf der Leinwand — in der Tat, wenn wir in der fast lautlos gleitenden Gondel sitzen, es ist eine unwiderstehliche Verzauberung. Wozu sollte man widerstehen! Gondeln ringsum, alle mit frischen Blumen verziert, ein Corso auf Kanälen, wo man hingleitet zwischen Gärten voll fremdem Gewächs, eine Idylle von ewigem Frühling, ein Arkadien, aber indianisch. In einem schmalen Kanoe, dessen Rand kaum übers Wasser ragt, paddelt sich eine Indianerin heran, auch sie wieder mit einem Säugling auf dem Rücken; mit weicher leiser Stimme bietet sie ein Sträußlein an, Orchideen, gemischt und gebüschelt mit einem meisterlichen Geschmack aus alter Herkunft. Die Azteken hatten kein Fest ohne Blumen. Ein andrer bietet Pulque an, den mexikanischen Volksschnaps, hergestellt aus dem Saft der Agaven; ich muß ihn versuchen, der Alte schwenkt den Becher in dem undurchsichtig braunen Fluß und reicht mir das Getränk. Es schmeckt nach Gärung, nach schwüler Süßlichkeit der Tropen. In den Gondeln ringsum sitzen Familien mit Kind und Kegel, alles ißt und trinkt. Ein Liebespaar mietet sich eine schwimmende Kapelle, die mit ihren Gitarren und ihren mexikanischen Riesenhüten, mit ihren dunklen Räubergesichtern, mit ihren Honigstimmen auch uns zugute kommt. Die Fremden nicht im Vordergrund, es ist ein Corso des Volkes. Ein junges Mädchen liegt bäuchlings auf dem Bug, läßt beide Arme in das langsam ziehende Wasser hängen, selig, während anderswo ein lautes Gelächter platzt. Die meisten aber sind eher still, fast dumpf, mindestens dösend, zum erstenmal irgendwie versöhnt, erlöst und schön wie aus einer vergessenen Ferne herüber. Xochimilco zeigt noch am besten, wie man sich die Hauptstadt der Azteken vorzustellen hat: sie war von einem großen untiefen See umgeben, ihre Bauten teilweise auf Pfählen, zugänglich nur auf zwei langen Dämmen, ein indianisches Venedig, wie es in den Chroniken genannt wird. Für die Indianer ohne das Rad war ja das Wasser der beste Verkehrsweg. Der See, damals, muß paradiesisch gewesen sein. Teile vom Ufer, heißt es, lösten sich ab, schwammen als Inseln mit ihren Blumen. Die Indianer, das Blumenvolk, flochten Floße aus Rohr, luden Erde und Tang darauf, pflanzten sogar kleinere Bäume und ruderten diese blühenden Floße umher — daher der Ausdruck:

Die schwimmenden Gärten.

Der See ist später versumpft, vertrocknet bis auf eine bescheidene Lache, und das moderne Mexico, die City mit ihren amerikanischen Hochhäusern, steht buchstäblich auf einem Morast; allenthalben sieht man, wie die großen Gebäude in den Boden versinken, einige Zentimeter jedes Jahr, unaufhaltsam...

*

2. 12. 1547. Cortez stirbt in Spanien, zweiundsechzig Jahre alt; in seinem Testament heißt es unter anderem:

«Da es noch zweifelhaft ist, ob ein Christ mit gutem Gewissen die Eingeborenen, welche er gefangennimmt, darf als Sklaven gebrauchen, und da man bis zum heutigen Tage diesen gar wichtigen Gegenstand nicht zu klären vermocht hat, so befehle ich meinem Sohn, Don Martin, der meine Länder und Lehen erben wird, daß er sich aufmerksam erkundige, was man sich gegen Kriegsgefangene erlauben darf als Christ. Wann immer in der Folgezeit sollte befunden werden, daß man keine Frondienste verlangen darf, so verordne ich, daß alle Eingeborenen, die mir Zinsen zahlten und trotzdem zur Sklavenarbeit gezwungen worden sind, sollen entschädigt werden...»

Vor Jahren sah man einen meisterlichen Dokumentarfilm, gedreht von Eisenstein, über den mexikanischen Totentag, eines jener christlichen Feste, wo das Wesentliche durchaus eine Reminiszenz aus dem Heidnischen ist, hier der aztekische Umgang mit dem Tod... Kinder schlecken kleine Totenschädel aus Zucker, auf den Friedhöfen wimmelt es von Volk, Familien hocken auf den Gräbern und zechen; Rummel und Kirmeß, Fastnacht ohne Larven, das Gesicht aus lebendigem Fleisch ist Larve genug, Tingeltangel mit Baßgeige und Gitarre, stellenweise sogar Tanz — ein Bub, Zuckerschädel schleckend, pißt auf den Friedhof. Manche Europäer schütteln nur den Kopf.

«Hat dieser Kerl denn kein Gefühl —?»

Sie haben ein anderes.

Unsere Freunde, die den Totentag in der Hauptstadt verbrachten, sind außer sich vor Widerwillen. Wir bekommen fast Streit. Draußen auf Janitzio, einer kleinen und leider schon berühmten Insel, haben wir es anders erlebt, großartig, unvergeßlich. Noch vor zwei Jahrzehnten war es kaum möglich, Janitzio zu betreten; Fremdlinge wurden mit Steinen empfangen. Ein Mädchen von Janitzio, das nicht einen Mann von der kleinen Insel heiraten wollte, wurde kurzerhand im See ersäuft. So erhielt sich, was wir heute auf Janitzio sehen — gerade durch die Blitzlichter der Fotografen, die es festhalten, dem Untergang geweiht! — die

nächtliche Zusammenkunft der Lebenden und der Toten, genauer: nur die Frauen und die Kinder, alle in ihren besten und festlichsten Trachten, sorgsamst gekämmt, wie man sich für die Hochzeit kämmt, kommen auf den nächtlichen Friedhof, während die Männer in der Kirche beten. Der Friedhof: eine kleine Terrasse über dem schwarzen See, von einer Felswand beschirmt, ohne Grabstein oder sonst ein Zeichen: jedermann weiß, wo seine Toten liegen, wo er selber liegen wird. Kerzen werden aufgestellt, drei oder sieben oder zwanzig, je nach der Zahl der toten Seelen, dann die Teller mit Speise, die mit einem sauberen Tüchlein bedeckt ist, vor allem aber das seltsame Ding, das mit weihnächtlicher Liebe gebastelt worden ist, ein Gestell aus Bambus, daran das Gebäck, die Blumen, die Früchte, das Zuckerzeug; von ihrem Duft, und der Duft ist das Wesen, soll der Tote sich nähren die ganze Nacht. Die Lebenden, deren Handhabungen ganz sachlich und wunderbar nüchtern sind, lassen sich nieder, schwingen den Schal um den Kopf, so daß die Frauen und ihre Kinder, beide unter dem selben Schal, wie eine Einheit werden; die Kerzen, hingereiht zwischen ihnen und den toten Vorfahren, flackern im Wind der kalten Nacht, Stunde um Stunde. Weiter geschieht nichts. Hin und wieder das verlorene Gebimmel einer Glocke. Geweint wird nirgends, gesprochen nur wenig, nur das Nötige, dann aber nicht in jenem Flüsterton, den man auf unseren Friedhöfen hört; es geht hier nicht um Stimmung. Die Stille, der sich auch die Kinder anschließen, indem sie Stunde um Stunde sitzen und in die flackernden Kerzen oder in die Nacht schauen, ist etwas anderes, nicht Andacht, nicht Innerlichkeit in unserem Sinn, nicht im schlechten und nicht im guten. Es ist einfach Stille. Es gibt, angesichts der Tatsache von Leben und Tod, gar nichts zu sagen. Einige schlafen sogar, während ihr Toter, Vater oder Gatte oder Sohn, sich lautlos nährt vom Duft, vom Wesen der Dinge. Unterdessen sind immer mehr gekommen; der Friedhof ist nun voll — es ist etwa drei Uhr in der Nacht — zu Tausenden flackern die Toten. Ein frierendes Kind, das bedrohlich hustet, als möchte es bald zu den Toten, bekommt, obzwar die Speisen noch den Toten gehören, einen Vorschuß an Zuckerzeug. Im ganzen sind sie von einer seltsamen Geduld. Und es ist kalt, sehr kalt. Sonst geschieht nichts. Ein dreijähriges Mädchen, dessen Mutter im Hocken eingeschlummert ist, spielt mit einer Kerze, macht sich warme, weiche Tropfen auf die Hand, bis die Kerze dabei auslöscht, und zündet die immer wieder an. Und immer wieder duftet es sehr stark; die Frauen zerrupfen gelbe Blumen, die sie gegen den Toten streuen, eine Verrichtung, wie man etwa Gemüse rüstet,

nicht nachlässig, aber ohne unnötige Gebärde, ohne Betonung, ohne Stimmung, ohne schauspielerhaften Ausdruck, daß etwas sinnbildlich gemeint ist. Es ist überhaupt nicht gemeint, sondern einfach gemacht. Das Ganze, das sich Stundenschlag um Stundenschlag in die kalte Stille hinein baut, hat etwas Bezwingend-Echtes, etwas Erlösendes, etwas Unmittelbares, es hat das Wirkliche und Nüchterne eines lebendigen Brauches. Wichtig ist: die Frauen knieen nicht, sondern sitzen auf der Erde, auf dem Grab (die Seelen der Verstorbenen sollen aufsteigen in ihren Schoß), bis der Morgen graut, geduldig und ohne Klage. Das einzig Klägliche dabei sind die Touristen; sie begaffen die Leute wie ausgestopfte Figuren in einem Museum; zwei junge Amerikanerinnen versuchen ein Interview mit einem Kind, das allein auf dem Grab sitzt; ein andrer hebt das Tüchlein vom Teller, um zu sehen, was die Toten bekommen, und eine Dame mit violettem Haar stellt sich, nicht ohne dafür einen Dollar zu geben, mitten in eine indianische Familie, damit sie ihr Gemahl, der beiläufig ein paar Kerzen umstößt, mit Blitzlicht knipst. Und doch, wie sehr wir uns ärgern, wo bleibt der Unterschied zwischen ihnen und uns? Wir sitzen abseits, gewiß, etwas verschämter, doch gaffen auch wir auf die Menschen, die noch in großen Gebräuchen leben, die noch im Blute haben, was uns Papier geworden ist, nämlich Kultur...

Wie lange noch?

*

1821 Mexico macht sich unabhängig von Spanien.
Alexander von Humboldt schätzt die Bevölkerung zu diesem Zeitpunkt:
3,7 Millionen Indianer,
1,3 Millionen Mestizen, das heißt Mischlinge,
1,1 Millionen Weiße.

1836 Mexico verliert Texas.

1846 Mexico verliert Californien.

1858 Benito Juarez, der Indianer, wird Präsident. Eines seiner großen Anliegen ist die Regelung des Grundbesitzes. Er enteignet die Kirche und gibt den Indianern ihr eignes Land zurück. Die Indianer, seit drei Jahrhunderten enteignet und nicht mehr an Eigentum gewöhnt, verkaufen ihr Land, und der Großgrundbesitz wird noch gewaltiger.

1863 Die Franzosen erobern Mexico zurück für Europa und machen Maximilian, den Oesterreicher, zum Kaiser von Mexico.

1867 Porfirio Diaz, der spanische Mexikaner, besiegt die Franzosen, Kaiser Maximilian wird erschossen und Juarez wird wieder Präsident.

1871 Porfirio Diaz rebelliert gegen Juarez.

1877 Porfirio Diaz wird Diktator. Mit Gewehr und Peitsche bringt er dem Land, das heißt seinen Besitzern, einen wirtschaftlichen Fortschritt, und es folgen dreiunddreißig Jahre feudalistischer Blüte.

1910 Madero beginnt die Revolution.
Es ist wesentlich eine Revolution gegen den Großgrundbesitz, wie er unter Porfirio Diaz blühte. Auf eine Person, die das Land besitzt, kommen bis zu 200 Familien, die keinen eignen Boden haben, ein Proletariat der Bauern.

1911 Madero wird Präsident des neuen Mexico.

1913 Madero wird ermordet.
Jahrelang geht der Bürgerkrieg hin und her, geführt von Generälen, Messiassen und Banditen, Plünderung und Mord, eine Kettenrevolution bis zur völligen Erschöpfung des Landes.

1917 Carranza wird Präsident, er schafft Ordnung und versucht, was Juarez schon vor sechzig Jahren wollte, nämlich eine Verteilung von Grund und Boden; die Verfassung bestimmt, daß alles, was in der Erde ist, dem Staat gehören soll. Mexico wäre eines der reichsten Länder. Aufruhr der Bergwerkbesitzer, die meistens Ausländer sind.
Carranza wird ermordet.

1924 Calles erneuert die kirchenfeindlichen Erlasse des Juarez, die Bergwerkbesitzer und die Erdölbesitzer bleiben in ihrer Macht, die Vereinigten Staaten von Amerika verlangen es, dafür werden Klöster verbrannt, das mit Bodenschätzen jeder Art gesegnete Land leidet Hunger.

*

Im Nationalpalast kann man den berühmten Diego Rivera besichtigen, nicht bloß seine Werke, sondern den alten Herrn selbst, wie er fast täglich auf dem Gerüst steht, das Genie von Mexico. Wand um Wand, unermüdlich, bemalt er mit dem grellen Leuchten der Revolution, Lenin, wie er die Indianer befreite mit Fluten von roten Fahnen... Auf Mauern und Plakaten liest man den Namen des nächsten Präsidenten: Cortinez, mit der Parole: Sechs

Jahre Ehrlichkeit! Ich habe noch keinen mexikanischen Bürger gefunden, der im Ernst befürchtet, daß diese Parole verwirklicht werde. Sie grinsen. Im übrigen, sagt man, spielt es überhaupt keine Rolle, wen sie wählen, denn das Ergebnis stünde schon lange fest; man wird die Stimmen gar nicht zählen, sondern das Ergebnis verkünden, das die Machthaber beschlossen haben, und der andere Kandidat, der an den Mauern klebt und Reden hält, wisse heute schon, wie er für die ganze Farce entschädigt werde, sicher nicht schlecht: eine Hazienda vielleicht.

*

Die Literatur über Mexico ist uferlos. Von modernen Autoren, die das mexikanische Phänomen aus ganz verschiedenen Bekenntnissen heraus beschreiben, seien genannt:

1. D. H. Lawrence, der Visionär, mit seinen Erzählungen: «Die gefiederte Schlange» und «Die Frau, die davon ritt», sowie mit seinem Tagebuch «Morgen in Mexico».
2. Egon Kisch, der Kommunist, mit seinen Reportagen.
3. Graham Greene, der militante Katholik, mit seinem Tagebuch «Die gesetzlose Straße».

*

Das war das Schlußfeuerwerk dieser Reise — ein Vulkan bei Nacht, ein lebendiger Vulkan, ein junger, der nicht am Verlöschen ist, sondern immer noch wächst, ein Vulkan, den es vor wenigen Jahren noch nicht gab: ein Bauer, ein Indio, ging über sein Feld, und es roch nach Schwefel, und wo er Mais gepflanzt hatte, wuchs eine Wolke von Rauch; die Erde war heiß, und seine Füße mußten fliehen, sein Esel wieherte, der Boden bekam die ersten kleinen Risse, lautlos, aber Schwefel dampfte heraus; und rückwärts schauend, ob es nicht ein böser Traum sei, sieht er sein Feld, wie es steigt, wie es sich wölbt, wie es ein Hügel wird; aber Rauch und Hitze treiben ihn weiter, und nach wenigen Tagen, das ganze Dorf steht und schaut, ist es bereits ein kleiner Berg, umweht von gelbem und schwarzem Rauch; das Dorf kann nicht arbeiten und schlafen, die Sonne scheint, aber es riecht nach Schwefel, giftig und heiß, und der Mond scheint aus einer wolkenlosen Nacht, aber es donnert; die Kirche ist voll, die Glocken läuten ohne Unterlaß, überdröhnt von dem berstenden Berg; Feuer erleuchtet den Rauch, dann kommt die Lava, langsam überlaufend, aber unaufhaltsam, in der Luft erkaltend und erstarrend, ein schwarzer

Brei, nur in der Nacht scheint die Glut hervor; aber unaufhaltsam kommt es näher, zehn Meter jeden Tag, ein haushoher Brei, und die Vögel, die ihr Nest nicht mehr finden, kreisen wie Irre; Wälder verschwinden unter dem glühenden Gestein, Kilometer um Kilometer; das Dorf wird geräumt, kein einziger Mensch verliert das Leben, aber die Lava fließt zwischen die Häuser, walzt sie zusammen und verschluckt sie; die Lava fließt um die Kirche, der erste Turm bricht ins Knie und wird verdeckt, der zweite bleibt stehen — er steht noch heute, ein Turm mit spanischer Kuppel, das einzige, was aus der schwarzen und violetten Masse ragt; man klettert über das klingelharte und scharfe Geschlack, das kahl ist und still wie der Tod; kein Vogel, kein Käfer, kein Unkraut, ungeheuerliche Stille, Stoff eines Gestirnes im Weltall, nichts weiter.

Das Dorf hieß *Paricutin.*

Jetzt ist es der Name des neuen Vulkans, dem wir einen Abend lang zuschauen, drei Kilometer vom Krater entfernt. Sein Rauchpilz erinnert an die Bilder von Bikini; die glühenden Steine, bei Nacht herrlich zu sehen, fliegen bis fünfhundert Meter empor. Kleine Eruptionen sind deutlich zu hören, ein Lärm wie von Lawinen; zugleich rollt sich jedesmal ein neuer Rauch empor, formt sich wie ein riesenhafter Blumenkohl, aber schwarz, das heißt: von unten bescheint ihn die Glut. Die Eruptionen — ich blicke auf die Uhr — folgen sich rasch: drei Minuten, acht Minuten. Es läuft etwas! Uebrigens nicht immer am selben Ort. Das garbenhafte Emporfliegen der glühenden Steine, lautlos, da ja das Gepolter uns später erst erreicht, der wölkende Rauch im roten Feuerschein, all dies über der Todesschwärze und Todesstille, über der schlackenhaften Versteinerung, die sich ausgegossen hat über Feld und Dorf, es ist ein Schauspiel, daß man nicht sitzen bleiben kann. Doch was soll ein Mensch hier machen! Das Aufregendste jedoch, da ich es nicht erwartet habe, ist der Ausfluß von frischer Lava — unterhalb des Kraters; in hellichtem Purpur schießt sie heraus, stoßweise wie das Blut aus einem schwarzen Stier; sie muß sehr dünn und flüssig sein, die Glut, blitzhaft schießt sie über den Berg hinunter, langsam an Helle verlierend, bis der nächste Guß kommt, Glut wie aus einem Hochofen, leuchtend, die Nacht erleuchtend mit der tödlichen Hitze, der wir alles Leben verdanken, mit dem Innersten unseres Gestirns.

Schweigsam starrt man hin.

In der Seele, deren Sprache wir verschüttet haben, ist ein Jubel, der sich nur im Tanz entspannen könnte, im wildesten aller Tänze, ein Jubel voll Dank und Hochmut, ein Ueberschwang von Entsetzen und Entzücken, wie er die unbegreiflichen Menschen, die

ihr leibliches Herz opferten, erfüllt haben mag. Statt dessen stekken wir uns eine Zigarette an...

*

Im Flugzeug

Man sah nochmals die Pyramiden, die amerikanische Antike, die Sierra Madre Occidental, ihre einsamen und meist wüstenhaften Täler mit den langen violetten Morgenschatten; nach einer kurzen Zwischenlandung in Tampico, dem Oelhafen, fliegen wir nun bereits über dem blauen Golf, über den letzten Lagunen; man versucht zurückzuschauen, doch alles verliert sich in einen bronzenen Dunst... Daß ein Land sich nicht in wenigen Wochen erfassen läßt, weiß man. Ein erster Eindruck, und etwas anderes wollen diese Notizen ja nicht wiedergeben, wird immer sehr ungenügend sein, zufällig in den Akzenten, oft sogar im Sachlichen widerlegbar; trotzdem muß er nicht unbedingt falsch sein, nicht unstatthaft, sofern er für uns selbst nicht endgültig wird; und ich glaube, Mexico läßt niemanden los, der es einmal berührt hat, es geht einem wie eine Tragödie nach, ein nicht zu befriedigender Widerspruch; Orchideen und Aasgeier, Paradies und Inferno, zauberisch und ekelhaft, großartig und entsetzlich — man wird es nie begreifen, nur das Nichtbegreifen vertiefen können, das uns die erste Begegnung schon aufreißt.